

**Nekr
B
271**

Heinrich Blass-Laufer

1883-1972

Nekr B 271

Heinrich Blass-Laufer

1883-1972



GG 2012
D. Schwarz



TRAUERFEIER IN DER KREUZKIRCHE
AM 2. MÄRZ 1972

LEBENS LAUF

HEINRICH BLASS wurde am 10. April 1883 in Stadelhofen als zweites Kind und ältester Sohn von Fritz und Louise Blass-Kitt geboren. Sein Vater entstammte einer alten Zürcher Familie und betrieb als selbständiger Kaufmann eine Seidenhandelsfirma. Seine Mutter war im Pfarrhaus in Bergamo aufgewachsen, wo Pfarrer Heinrich Kitt die evangelische Gemeinde betreute.

Die Jugendzeit verlief sehr harmonisch, ohne große Ereignisse. Die Wohnung in Stadelhofen erwies sich bald als zu eng, so daß die schließlich auf sechs Kinder anwachsende Familie an die Talgasse übersiedelte. Die ersten Schuljahre spielten sich im Fraumünster-, hierauf im Schanzengraben-, Linthescher- und Wolfbachschulhaus ab. Herrlich waren die zahlreichen Fußtouren mit dem Vater während der Ferien. Diese wurden selbstverständlich immer in der Schweiz verbracht, in Gasthöfen, die man heute als bescheiden bezeichnen würde: in Richisau, Obstalden, dann in verschiedenen Bädern, Nuolen, Serneus, Fideris und anderen. Für die Sommermonate Ende der achtziger Jahre wurde zweimal ins

«Schlöbli» am Zürichberg übersiedelt, das damals noch ein Gasthaus außerhalb der Stadt war.

Seitens seiner Eltern war wohl hie und da die Rede davon gewesen, Heinrich sollte, dem Vorbild so vieler verdienter Vorfahren folgend, Theologie studieren. Zwar empfand dieser hiezu keine besondere Berufung; immerhin war er damit einverstanden, das Gymnasium zu besuchen. Dort gewann er jedoch wenig Freude am Unterricht und war besonders von den zehn Lateinstunden pro Woche nicht begeistert. Da die Lehrer offenbar ebenso unbefriedigt von ihm waren wie er von ihnen, erklärte Heinrich seinen Eltern, daß er nicht studieren wolle, und es wurde beschlossen, ihn nach Absolvierung des unteren Gymnasiums, also der ersten vier Klassen, nach Neuenburg an die dortige Handelsschule zu schicken.

In Neuchâtel befand er sich vom ersten Tag an in einer Atmosphäre, die ihm zusagte, und er absolvierte die Ecole de Commerce mit Freude und Erfolg. Der Schluß lag somit nahe, daß Heinrich eine kaufmännische Laufbahn besser liegen werde als ein Studium. So kam es, daß er mit siebzehn Jahren als Lehrling in die Firma seines Vaters, Blass & Co., Handel in Rohseide, eintrat. Im väterlichen Geschäft erwarb er sich ein solides kaufmännisches Rüstzeug. Insbesondere lernte er, daß Arbeitsamkeit und absolute Zuverlässigkeit, Sorgfalt, Gründlichkeit und charakterliche Gradheit die Haupttugenden des Kaufmanns sind, die manchmal mehr als Intelligenz und Wissen zum Erfolg führen.

Auf die Lehre folgte eine kurze Volontärzeit bei der Bank in Zürich, deren Vorsteherschaft sein Vater, wie schon sein Groß-

vater, Johann Hartmann Blass-Lavater, angehört hatten. Dies war der erste Schritt in einer Richtung, die ihn später weit führen sollte. Mit seinem Vater war er sich einig, daß er das väterliche Geschäft nicht übernehmen werde; denn der ganze schweizerische Seidenhandel war auf einer absteigenden Linie.

Das Jahr 1903 stand im Zeichen des Militärdienstes; aus der Aspirantenschule ging Heinrich Blass als Erster hervor. Die Familie war inzwischen ins großelterliche «Krönli» an der Künstlergasse neben dem Rechberg übergesiedelt.

Mit einundzwanzig Jahren verließ Heinrich Blass das elterliche Haus. Eine sechsjährige interessante und beglückend unbeschwerte Ausbildungszeit im Ausland begann. Vorerst kurz bei der Banque de Paris et des Pays-Bas in Paris, hierauf drei Jahre bei Panmure Gordon in London, die damals im internationalen Emissionsgeschäft eine führende Rolle spielten. Schließlich folgten drei Jahre in den Vereinigten Staaten, wo er bei Hallgarten & Co. in New York arbeitete. Sowohl von London wie von New York aus verfaßte er als Korrespondent für die «Neue Zürcher Zeitung» Artikel über finanzielle Angelegenheiten. Seine Beiträge erregten die Aufmerksamkeit leitender Herren der Schweizerischen Kreditanstalt. Durch Vermittlung von Dr. Hans Escher senior, der mit Heinrich Blass befreundet war, erfolgte auf den 7. März 1910 der Eintritt in die Kreditanstalt. Hier durchschritt er nun, während sechsundvierzig Jahren, sämtliche Stufen.

Welch gewaltiges Maß an Arbeit, an Positivem und Befriedigendem, aber auch an Unerfreulichem fiel in diese Zeit, in der er sozusagen täglich zur Bank wanderte. Die Erledigung seiner Auf-

gaben fiel ihm deshalb nicht besonders schwer, weil er gerne Verantwortung trug, rasch und sicher entschied und die Arbeit an sich als Wohltat empfand. Besonders schätzte er die Zusammenarbeit mit zuverlässigen, sympathischen Mitarbeitern. Befriedigung war auch damit verbunden, Personen und Firmen, die durch die widrigen Verhältnisse der Krisenjahre in Schwierigkeiten geraten waren, zu helfen. Viele Anregungen brachten die zahlreichen Auslandsreisen, zuerst die Besuche bei der italienischen Kundschaft, nach 1931 die Reisen nach Berlin, Wien, Budapest und zu Konferenzen nach Paris und London. In die Reihe der positiven Aspekte sind auch die zahlreichen Verwaltungsratsmandate einzugliedern, die er für die Kreditanstalt übernehmen durfte. Sie vermittelten ihm engen Kontakt mit bedeutenden in- und vor allem auch ausländischen Unternehmen. Besonders am Herzen gelegen war ihm aber ein rein schweizerisches Mandat, nämlich das Präsidium der Schweizerischen Bodenkredit-Anstalt.

Neben diesen schönen Seiten blieben jedoch auch die Schwierigkeiten nicht aus, denn die äußeren Umstände warfen schwere Schatten auf seine Arbeit. Der Generaldirektion der Schweizerischen Kreditanstalt gehörte Heinrich Blass von 1931 bis 1946 an. Diese Zeitspanne umfaßt recht genau die schweren Krisen- und Kriegsjahre. Dramatische Ereignisse wirtschaftlicher und politischer Art folgten sich praktisch Schlag auf Schlag und brachten in ihrer Folge aufreibende Arbeit und Sorgen um das Geschäft, wie wir sie in dieser Art seither nie mehr kannten. Daß er während dieser Zeit durchhielt, erfüllte ihn mit großer Dankbarkeit. Nützlich waren ihm dabei die Eigenschaften, die er von seinen Eltern

erbt hatte: von seiner Mutter den Optimismus und die Fähigkeit, Unangenehmes nicht schwer zu nehmen, von seinem Vater das Bedürfnis nach Pflichterfüllung, die Freude an der Arbeit und die Ordnungsliebe.

Im Ersten Weltkrieg leistete der junge Bankmann dazu seinen Militärdienst, der ihn 1914–1919 rund sechshundert Tage vom Büro fern hielt. Er absolvierte den Aktivdienst als Hauptmann, zum Teil als Brigade-Adjutant, zum Teil als Kommandant der Kompanie I/68; noch lange verbanden ihn persönliche Beziehungen mit manchen seiner früheren Untergebenen.

Im Juni 1919 verheiratete sich Heinrich Blass mit Amalie Laufer. Alles, was sich in den folgenden annähernd fünfzig Jahren ereignet hat, teilte seine Gattin mit ihm, in Freud und Leid. Sie war ihm eine liebevolle, selbstlose und stets besorgte Weggefährtin, und die Ehe war eine denkbar harmonische. Die beiden waren durchaus verschieden und ergänzten sich ausgezeichnet. Er war unternehmungslustig, temperamentvoll, energisch und kämpferisch. Sie war feinfühlig und zurückhaltend, eine gute Zuhörerinnen und wirkte in allem ausgleichend.

Das junge Paar bezog zuerst eine Wohnung im «Wartegg», zwischen Mühlebach- und Zollikerstraße, das Prof. Max Huber gehörte, und übersiedelte dann ins eigene Heim am Sonnenberg, das seither der ganzen Familie sehr lieb geworden ist.

1920 und 1923 kamen die beiden Töchter zur Welt, 1927 der Sohn. Die Kinder waren mit den Eltern stets aufs innigste verbunden. Der Vater löste sich abends jeweils vom Geschäft; im Sommer folgte dann ein Familienspaziergang vom Dolder durch

den Wald zum Sonnenberg. Während der Abende und Wochenenden weilte der Vater bei der Familie und konnte sich dabei stundenlang geduldig und humorvoll mit den Kindern und später mit den Enkeln befassen. Er hatte ein ausgesprochenes Talent, mit Kindern umzugehen, und die mit ihm verbrachten Stunden sind Kindern und Enkeln unvergeßlich.

Als Gegengewicht zu den materiellen Dingen, die das Tagewerk in sich barg, begann Heinrich Blass schon früh, sich mit Büchern zu beschäftigen und wertvolle Exemplare zu sammeln. Der erste Impuls ging dabei von seiner Frau aus, die Sinn für alles Schöne und Interesse an allem Kulturellen hatte. Im Laufe der Jahrzehnte bildeten die zusammengetragenen *Helvetica*, *Turicensia*, *Zwingleiana* und *Lavateriana*, aber auch modernere Drucke eine ansehnliche Sammlung. Dabei lernte er nicht nur den Inhalt, sondern auch die äußere Gestaltung der Bücher schätzen. Bald diesen, bald jenen Band zur Hand zu nehmen, verkürzte ihm auch später manche Stunde. Zudem machte es ihm Spaß, selbst zur Feder zu greifen; so verfaßte er Beiträge zur Geschichte der Familien Kitt und Blass, ferner Schriften, die seine Bibliothek betrafen.

Zahlreichen Vereinen und Stiftungen diente er im Vorstand. Zu nennen sind: die Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft, die Gesellschaft der Freunde der Zentralbibliothek, der Stiftungsrat der Zentralbibliothek, die Gottfried-Keller-Gesellschaft, das Institut für Auslandsforschung, die Hans-Bernhard-Stiftung, die Beat-Werdmüller-Stiftung und die Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich. In Anerkennung seiner

Verdienste um die letztere Stiftung wurde er, zu seiner nicht geringen Überraschung, zum ständigen Ehrengast der Universität Zürich ernannt.

Zürcherischem Wesen war er von Natur zugetan. Er schätzte die Geselligkeit und die Freundschaften, die ihm in der Jugend die «Heraldika», später die Zunft und die Gesellschaft der Schildner zum Schneggen boten. Seine Großzügigkeit, sein liebenswürdiger und gerader Charakter gewannen ihm immer wieder herzliche Sympathien.

Heinrich Blass war ein langer Lebensabend geschenkt. Das Geschäftliche trat nach und nach in den Hintergrund, und zahlreiche andere Interessen kamen zur Geltung: Sammlungen, Lektüre, Korrespondenz, das Verfassen eigener Schriften. Der Kontakt mit den Kindern blieb ein sehr enger, und das Betreuen von Enkeln war ihm ein steter Quell der Freude. Eine wesentliche Rolle spielte der Dienstag-Wander-Club, in den er im Frühjahr 1949 aufgenommen wurde. Im Laufe der darauffolgenden rund zwanzig Jahre hat er viele genußreiche Wanderungen mitgemacht, zahlreiche freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und auch außerhalb der Dienstag-Wanderungen gepflegt. Der von den Gründern festgelegte Zweck des Clubs, «gesundheitliche Stärkung, Genuß schöner Landschaften sowie Pflege guter Kameradschaft und froher Geselligkeit», ist bei ihm in jeder Beziehung in Erfüllung gegangen, mit den Jahren in stets zunehmendem Maße.

Nach dem 1968 erfolgten Tode seiner Frau, die er während ihrer langen Krankheit aufopfernd gepflegt hatte, nahmen seine

Kräfte langsam ab. Er war dankbar für die treue Hilfe, die ihm durch die Familie Bellot, die er ins Haus aufgenommen hatte, zuteil wurde, und deren Kinder bereiteten ihm viel Freude und Ablenkung. Die ihm auferlegten Beschwerden des Alters trug er ohne große Klage mit dem ihm eigenen Gleichmut und Humor, und er hielt Rückschau auf sein überaus reicherfülltes Leben. Doch immer mehr sehnte er sich, erlöst zu werden. Am 26. Februar ist er sanft entschlafen.

ANSPRACHE
VON HERRN PFARRER H. R. VON GREBEL

Wenn ein Menschenleben – nach dem Eindruck des Entschlafenen selber, seiner Angehörigen, Freunde und Bekannten – reich erfüllt den irdischen Abschluß findet, dann haben wir viel Grund zu danken! So sind auch heute die trauernden Herzen vieler vor allem mit Dank erfüllt, wenn sie an Heinrich Blass denken. Mitten in einer von Unrast erfüllten Welt, in der Millionen von Mitmenschen, in der Lebenserwartung verkürzt und von Hunger und Blöße bedroht, ihr Leben fristen müssen, oder wo andere, von den Gütern dieser Welt überschwemmt, in rein materiellen Interessen ersticken, durfte hier ein Mensch, gesegnet bis ins Alter und mit viel Freude am Schönen, in seinem sonnigen Heim – am Sonnenberg! –, Frohmut und Liebe schenkend und getragen von Liebe und Fürsorge sein Schicksal vollenden. Der fast neunundachtzigjährige Heinrich Blass war von dieser Dankbarkeit tief durchdrungen. Bei meinem letzten Besuch las ich ihm ein Lied von Jochen Klepper vor, in dem es u. a. heißt:

Ja, ich will euch tragen bis ins Alter hin,
und ihr sollt einst sagen, daß ich gnädig bin.

Ihr sollt nicht ergrauen, ohne daß ich's weiß,
müßt dem Vater trauen, Kinder sein als Greis.

Stets will ich euch tragen, recht nach Retterart,
Wer sah mich versagen, wo gebetet ward?

Denkt der frühen Jahre, wie auf eurem Pfad
euch der Wunderbare immer noch genaht.

Laßt nun euer Fragen. Hilfe ist genug.
Ja ich will euch tragen, wie ich immer trug.

Am Tage nach unserer Begegnung erreichte mich ein kurzes Brieflein des Entschlafenen, in dem er mich um eine Abschrift dieses Liedes bat. Erkenne er doch darin so besonders deutlich einen Hinweis auf sein eigenes Leben, in dem er von Gott und Menschen so viel Liebes, Gutes und Schönes habe erfahren dürfen.

Ein unbekannter Prophet hat gegen Ende des babylonischen Exils eine Trostschrift an die verbannten Israeliten verfaßt, mit den Worten, aus denen dieses Lied erwachsen ist: «Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es tun. Ich will heben und tragen und erretten, spricht der Herr» (Jesaja 46, 4).

Fünffmal steht im Urtext hintereinander wiederholend ICH, ICH. So enthüllt der lebendige Gott sein ICH, seine Person als den einzigen festen Punkt im großen Schwanken und Vergehen alles Fleisches. Die einzige Treue, die mitgeht, wenn alle Götzen im Stich lassen.

Der Einzige, der selbst bleibt im Gericht und uns trägt durch

das Gericht. Vor einer dunkeln Zukunft zagend, bekommt das Volk Gottes in seinem Wort die Zusage, daß Er es in Ewigkeit tragen wird.

So wollen wir in dieser Stunde für dieses Leben danken, das ein getragenes Leben war. Danken zunächst für alle Freundlichkeit, Heiterkeit und Güte, die von ihm ausstrahlte. Es war so bezeichnend für Heinrich Blass, daß ihn die Kinder besonders liebten und die Angestellten besonders schätzten. Auch daß er in den schweren Krankheitszeiten seiner lieben Frau seine Heiterkeit nicht verlor und damit auch die Seinen immer wieder frohen Sinnes zu machen wußte. Der Segen solcher Erinnerungen und Begebnisse wirkt weiter, wie es in den Sprüchen einmal heißt: Auch des Nachts erlischt ihre Leuchte nicht!

Und wir wollen in dieser Stunde vor allem Dem danken, der sein Volk zu heben, zu tragen und zu erretten verspricht.

In den Sterbebeten der alten Kirche heißt es: «Eilet, ihr Engel des Herrn. Nehmt seine Seele auf. Führet sie zum Anblick des Allerhöchsten. Christus, der dich gerufen hat, nehme dich auf; und in Abrahams Schoß mögen dich die Engel tragen!» Unser Prophet sagt es in Gottes Namen so: «Ich will heben und tragen und erretten.» Das ist die Hoffnung, wenn ein Christenmensch die Augen schließt. «Er erblickte das Licht der Welt» – so sagen wir, wenn ein Mensch geboren wird. Dürfen wir nicht mit größerem Recht dasselbe sagen, wenn ein Mensch in Christus entschlafen ist? Er erblickte das Licht der Welt! Denn so lautete die von vielen Tausenden von Christen aller Welt beachtete Losung des Sterbetages von Heinrich Blass: «Christus spricht: Ich

bin das Licht der Welt!» (Joh. 8, 12.) Heben und tragen und erretten: ICH will es tun! So lautet das Programm des ewigen Gottes für seine Geschöpfe, die wir sind. Heben; aufheben. Wenn wir unten sind, wenn wir am Boden sind. Wenn wir die Kraft nicht mehr haben und den Mut nicht mehr finden, aufzustehen: ich will aufheben.

Und ich will tragen. Rechnen wir mit den ewigen Armen, die unter uns walten und die uns die Gewißheit geben: «Wie deine Tage, so deine Kraft.» Rechnen wir damit, daß er uns auch durch Zeiten des Abschiednehmens und des Leides trägt? «Ich will es tun. Bis ins Alter!» Wir dürfen ihn beim Wort nehmen.

Ich will erretten, spricht der Herr. Das ist das Letzte. Das ist das Ganze. Das ist das Eigentliche. Erretten auch aus der Todeswelt, so gewiß der Gottessohn gelitten hat, gekreuzigt wurde, gestorben ist und begraben wurde. So gewiß er aus dem Tode ins Leben hindurchgedrungen ist.

Ich will erretten; darin ist alles beschlossen, wessen er bedarf, um den wir trauern, und was wir nötig haben, die wir noch eine Strecke vor uns haben. Ich will es tun, spricht der Herr. Das ist der Grund, weshalb wir im Glauben nicht so trauern wie die, die keine Hoffnung haben. Weshalb wir uns im Herrn allewege freuen dürfen, und weshalb Sterben Gewinn bedeutet.

Das ist der Grund, weshalb wir uns getrost und freudig unsern hier und jetzt gestellten Aufgaben zuwenden dürfen.

Laßt nun euer Fragen. Hilfe ist genug.

Ja, ich will euch tragen, wie ich immer trug.

AMEN

ANSPRACHE
VON HERRN DR. H. C. EDZARD SCHAPER

Es entspricht eigentlich nur militärischen Gepflogenheiten, das erste Votum der rangjüngsten Charge zu überlassen, denn ich bin sicher: unter den Anwesenden, die heute Abschied von ihrem verewigten Freund Heinrich Blass nehmen müssen, sind viele, die nach der Zahl gemeinsamer Jahre und der Summe gemeinsamer Erfahrungen mit ihm viel eher als ich berufen wären, ihm ein letztes Mal «die treue Freundeshand» (das war seine eigene Ausdrucksweise) hinzustrecken.

Es hat sich aber so gefügt, daß ich die Auszeichnung erfahren durfte. Mein Votum wird das erste und zugleich im Namen aller Freunde das letzte sein, da er nicht mehr scheu abwehrend, jedem großen, emphatischen Wort scheu ausweichend, vielleicht auch mit einem herbeigezwungenen Scherz sich der für ihn im Persönlichen stets mühevollen Aufgabe, Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit und Ehrung zu sein, zu entziehen vermochte. Aber das Bekenntnis seiner Freunde zu ihm – so wenige er bei seiner im

Grunde doch verschlossenen, einsamen Natur dazu gerechnet haben mag, ungeachtet der Urbanität und Weltläufigkeit, wie sie schon sein Beruf mit sich brachte und wie sie an der hervorragenden Stelle, an der er wirkte, von ihm gefordert wurden –, darf zu allerletzt jetzt fehlen, da wir ihn verloren haben. Er hat in seiner Bescheidenheit für sich selber immer zu wenig gesprochen.

Er besaß genug Weltfroheit, dieses Leben liebend auszufüllen, und genug Skepsis, Nüchternheit, ja Weltverachtung (nicht nur vom Beruf her), nicht alles, was gängig war, für bare Münze zu nehmen. Sein Maß in aller Güte war Redlichkeit, Genauigkeit, Ordnung als innere und äußere Macht. Er war die Zuverlässigkeit in Person, und wo er mit einem Scherz Aufmerksamkeit ablehnte, war seine leichtverletzliche Scheu, die schöne, ja edle Schamhaftigkeit des Mannes im Spiele. Ich habe in meinem – an seinem patriarchalischen Alter gemessen nur kurzen – Leben keinen Mann von Rang und Stand gekannt, der sich so weit hinter seine Geltung zurückzog wie er.

Seiner Güte und Generosität wies er in seinen Briefen stets den anspruchslosen Platz in einem Postskriptum an. So sei es richtig, sagte er; im Text käme alles an eine zu große Glocke. Heute aber ist Anlaß, sich zu fragen: im Leben wie vieler einzelner Menschen und im Bestand wie vieler Institutionen wirken seine «nebensächlichen» Postskripta «hauptsächlich» fort?

Er war, als ich ihn kennenlernen durfte, genau so alt wie ich heute. Fünfundzwanzig Jahre hat unser Verhältnis gewährt, das bis zu einer Freundschaft gedieh: der wichtigsten eine in meinem Leben. Ich erinnere mich jenes köstlichen Pfingsttages im Jahre

1947, da er zum ersten Male die familiäre Würde genoß, durch seine ältere Tochter Großvater geworden zu sein, und die kleine Barbara-Regina vom Taufstein wegtrug; erinnere mich jenes Tages als eines Festes, wie man es vielleicht am schönsten in der vom Frühsommer gesegneten Stadt der Väter aller Bewohner am Sonnenberg 51 erleben kann. Und Heinrich Blass war ein stolzer, bewußter Zürcher Bürger! Eine unbeschreibliche Heiterkeit und Laune erfüllte den damals Vierundsechzigen an der Seite seiner unvergeßlichen lieben Gattin...

Läuft meine Erinnerung Gefahr, die folgenden fünfundzwanzig Jahre, in denen aus Bekanntschaft mit einem namenlosen Flüchtling Freundschaft erwuchs, gar zu besonnen, gar zu idyllisch, gar zu problemlos zu sehen und dabei zu verkennen, daß in diesen fünfundzwanzig Jahren der Kelterung mit fortschreitendem Alter erst der Mensch geworden ist, von dem ich in unvergeßlichen Augenblicken des 17. Dezembers 1971 am Zürcher Sonnenberg Abschied für immer nahm? Ich glaube nicht. Eine jede menschliche Natur vollendet sich mit den Jahren nach den Anlagen, die von Anbeginn in sie eingeboren sind. Nach den Jahren des Aufstiegs, des Kampfes, der Auseinandersetzungen mit einer Welt, die ihm, wie jedem von uns, den Weg zur Höhe nicht ohne Bürden, nicht ohne Stolpern, nicht ohne Schweiß freigab, von denen ich aber kein einziges miterlebt habe, ist er in mein Leben eingegangen als der in immer tieferer Güte alternde Mann. Von den wichtigsten Wesenszügen muß auch früher und ganz früh schon genug in ihm gewesen sein. Es ist seine stille, für eine große und lärmige Welt äußerlich ruhmlose, doch für die Seinen und jene,

die ihm zunächst standen, beglückende Leistung seines Lebens gewesen, aus eingeborenen Anlagen die Gestalt zu formen, als die er allen seinen Freunden, nicht zuletzt aus der Zeit, da er der rührendste Pfleger seiner hilflosen Lebensgefährtin wurde, in Erinnerung bleiben wird.

Dem, was man «die Welt» nennt, war er recht eigentlich schon abhanden gekommen, als er die zahlreichen Ämter und Ehrenämter niederlegte, welche er bekleidet hatte – in weiser Erkenntnis, daß dem Gesetz der Sukzession in den Geschlechtern Folge zu leisten sei. Und dann kam – spät, aber eben einmal doch – der Augenblick, da die Welt ihm abhanden kam. Vielleicht war der für ihn schmerzlichsten einer jener Tag, da er nicht mehr in der Genossenschaft seiner lieben Diwa-Brüder, der Dienstags-Wanderkameraden, den Weg durch die vertrauten und doch immer wieder neuen heimatlichen Landschaften unter die Füße nehmen konnte und im Gehen erleben durfte, daß alles wieder besser geht, wenn man nur gehen kann, und daß die männliche Gesellschaft und Kameradschaft ohne Rang und Stand ein Urelement seines demokratischen und spezifisch zürcherischen Bürgerlebens war.

Als er nicht mehr wandern konnte, stand das Leben in vieler Hinsicht für ihn still. Nie mehr aber werde ich die leuchtenden Augen vergessen, mit denen er meine anfängerhaften Wege auf jenen Jurahöhen verfolgte, auf denen er in den Zeiten der ersten Grenzbesetzung als junger Kommandeur seine Kompanie geführt hatte. Und mit welcher Liebe ruhte da sein Blick auf dem Modell des Mahnmals von Les Rangiers, das der Künstler eigens

für ihn verfertigt hatte! In Heinrich Blass war auch ein Stück soldatischer Tradition aus jener Zeit, die man heute lächerlich zu machen beliebt, lebendig geblieben. Die Freiberger sahen (in seiner Phantasie) seine letzte Freiheit, als er schon an den Sessel gefesselt war.

Er hat dem Tod nicht «ins Angesicht widerstanden». In wachsender Einsamkeit, seitdem seine liebe Gattin ihm vorausgegangen war, hat er ihn herbeigesehnt. Ich kenne keinen Augenblick in seiner Gesellschaft, der mich mehr bewegt hätte, als jenen am 17. Dezember des vergangenen Jahres, da er die Barmherzigkeit förmlich bestürmte, ihn sterben zu lassen.

«Lieber Freund, es gibt keinen Morgen, an dem ich nicht Gott bitte, er möchte mich den Abend nicht mehr erleben lassen; und es gibt keinen Abend, an dem ich nicht darum bete, nicht mehr erwachen zu müssen», sagte er in tiefer Erregung, in der ich ihn noch nie gesehen.

Diesem Ansturm hat die Barmherzigkeit, die größer ist als unsere Liebe und Freundschaft und unser Irren in beidem, sich nicht verschließen können. Sie erfüllte einen Morgenwunsch vor der Mitternacht.

Den Tag, an dem er mich zum ersten Mal seinen Freund nannte, habe ich recht wohl in Erinnerung. Es war der seines fünfundsiebzigsten Geburtstages, den wir im engsten Kreis seiner Familie festlich begingen. Da hielt ich mit viel Herz und vielleicht auch etwas rhetorischem Geschick eine kleine Rede auf ihn. Als ich geendet hatte, stand er auf, trat auf mich zu und streckte mir seine Hand hin.

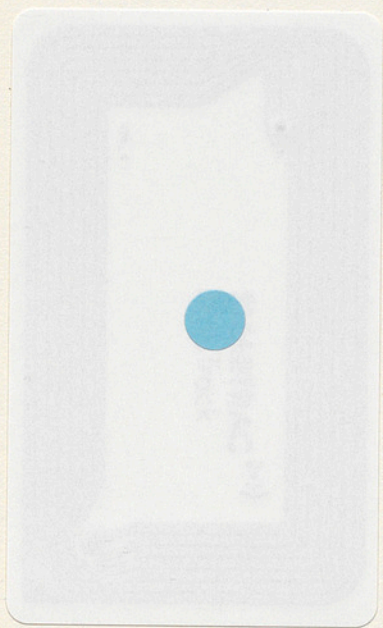
«Lieber Freund», sagte er, «wenn ich nicht ein Schweizer wäre, würde ich Sie jetzt umarmen. Aber ich... ich bin eben ein Schweizer!»

Ich verstand recht wohl, was er in seiner Spröde und Schamhaftigkeit meinte.

Als ich am 17. Dezember zum letzten Male vor ihm in dem kleinen Salon am Sonnenberg stand, sagte ich, an jene Begebenheit vor vielen Jahren anknüpfend, in einer Vorahnung, es sei das letzte Mal, daß ich ihn lebend sah: «Lieber Freund, mittlerweile bin ich selbst Schweizer geworden, aber eben nur ein «Papierli-Schweizer», wie man hierzulande sagt. Und deshalb habe ich noch den Mut: Lassen Sie sich umarmen!»

Er ließ es geschehen, und mit einem Blick aus feuchten Augen, da und dort, trennten wir uns – für immer.

Für immer? Im Geiste jener letzten Umarmung, deren Männer sich nicht zu schämen brauchen, die sie aber auch nie verschwenden sollen, nehme ich für mich und für viele Freunde einstweilen Abschied von dem geliebten Freund Heinrich Blass.



Zentralbibliothek Zürich



ZM03145362

